

**10. Benediktbeurer Gespräche der
Allianz Umweltstiftung**
am 4. und 5. Mai 2006

„In der Welt zu Hause - aber wo daheim?“ -
Orientierung im Spannungsfeld zwischen
Globalisierung und Heimatverbundenheit.



Vortrag von
Prof. Dr. Klaus Töpfer,
Exekutivdirektor i.R. des
United Nations Environment Programm (UNEP), Nairobi.

Herzlichen Dank für die Einladung zu dieser Veranstaltung. Ich sehe viele bekannte Gesichter wieder, nachdem ich nach Hause gekommen bin. Als ich den Titel der Veranstaltung zum ersten Mal las – und wie sich das für mich geziemte, tat ich dies im Flugzeug –, war ich erinnert an einen kleinen Aphorismus von Stanislaw Lec, der einmal gesagt hat: „Vieles hätte ich verstanden, wenn man es mir nicht erklärt hätte.“ Eine wirkliche Weisheit.

Ich bin beeindruckt, dass ich bei Ihnen in Benediktbeuern sein darf. Wer lange in der Welt herumgekommen ist, der hat – etwa in Nairobi oder im Flüchtlingslager der Sudanesen in Nordkenia – das Wirken der Salesianer Don Boscos kennen lernen können. Ein beeindruckender Pater hat dort mit großem Erfolg eine Berufsschule auf die Beine gestellt. Es gibt viele deutsche Gymnasien auf der Welt, aber wir müssten auch mehr deutsche Berufsschulen haben – selbst auf die Gefahr hin, dass wir uns den Luxus erlauben, die Meisterprüfung abzuschaffen. Ich halte für wichtig, das zu erwähnen, denn eigentlich gehört das zur Grundlage dessen, was unter Globalisierung verstanden wird.

Ich bin auch dankbar, hier bei einer Umweltstiftung zu sein, und das in Oberbayern. Dies ist eine durchaus wichtige Feststellung. Ganz herzlichen Dank für den Ort, den Anlass und die Möglichkeit, mit Ihnen zu diskutieren. Als ich am letzten Sonntag die Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung las, fiel mir ein großer Artikel auf, der über die Seiten 2 und 3 reichte, was eigentlich selten ist. Ich habe diesen mit wachsender Begeisterung gelesen. Die Überschrift dieses Beitrags von Christiane Hoffmann lautete: „Die Kapelle spielt polnischen Rock zum wehmütigen Tanz in den Mai.“ Eine durchaus überraschende Überschrift.

Der Artikel ist eine wunderbar einfühlsame Aufarbeitung des Verlustes von Heimat. Frau Hoffmann beschreibt, wie sie mit ihrem Vater zu einem Treffen der Rosenthaler fährt, die sich in Görlitz treffen und nach Rosenthal fahren wollen, einem kleinen Dorf im Kreise Brieg in Niederschlesien, das jetzt Rozyna heißt.

Die Beschreibung versucht bis in die Details nachzuempfinden, was Heimat für die 60 bis 70 Menschen ist, die dort hinfahren, bis in diese wunderbaren klassischen schlesischen Eigenheiten hinein, dass man dort immer erst den Hauptnamen nennt. Es ist keine Darstellung von Sehnsucht, von Demut vielleicht: Es ist das unbestimmte Gefühl, etwas verloren zu haben, und das unterstreicht sie interessanterweise noch mehr bei den jungen Teilnehmern als bei den älteren. Man sucht etwas Verlorenes als etwas Unbestimmtes. Wenn man das so liest, erinnert man sich an den kleinen Scherz, den Sie alle kennen: Der Betrunkene, der seinen Hausschlüssel verloren hat, sucht ihn nachts unter

der Laterne – nicht weil er ihn dort verloren hat, sondern weil es dort hell ist. Man hat etwas verloren, und man sucht es dort, wo man glaubt, es finden zu können. Und am Ende dieses Besuchs wird das Lied „Ade du mein lieb Heimatland“ angestimmt.

Ich bin in Waldenburg nicht weit vom Kreis Brieg in Schlesien geboren. Als ich 65 wurde, bin ich anlässlich meines Geburtstages mit meiner Frau und unseren drei Kindern nach Waldenburg gefahren. Interessanterweise haben wir alle die gleiche Erfahrung gemacht: Es hat den Kindern viel mehr gegeben als uns. Sie haben viel mehr das gesucht, was wir nicht mehr gesucht haben. Es war viel weniger Sehnsucht als Wehmut im Spiel. Es war eine sehr persönliche, sehr unmittelbare Erfahrung – mein 65. Geburtstag war einer der besten, die ich je hatte. Und ich werde am Sonntag von der Waldenburger Heimatgruppe, die sich jeweils in Dortmund trifft, den Gerhard-Hauptmann-Preis verliehen bekommen.

Wieder wird man daran denken, dass eigentlich der Namensgeber Gerhard Hauptmann dadurch untergeht, weil die schlesische Sprache untergeht. Weil man diese Sprache gar nicht mehr sprechen kann. Weil man Sprachkurse für Schauspieler geben muss, damit sie Hauptmann originalgetreu aufführen können.

Vor vier Wochen bin ich aus Nairobi abgefahren. Ich war acht Jahre dort. Alle Titel und Orden sind aufgeführt worden – es war eine wunderschöne Abschiedsfeier, am Ende gab es Tränen. Man ist dann abgeflogen am Mount Kenya vorbei, heraus aus Afrika: Afrika, ein Kontinent, der über Generationen hinweg immer wieder Menschen vergiftet, angezogen, nicht mehr losgelassen hat. Wie viele sind dort geblieben und sesshaft geworden, Mitarbeiter und Bekannte, die diesem Kontinent nicht widerstehen konnten, während andere der aggressiven Armut und der Hoffnungslosigkeit seiner jungen Menschen so schnell wie möglich entfliehen wollten. Auch von hier bin ich weggefahren mit dem Gefühl, irgendetwas zurückzulassen, irgendwie an dort gebunden zu sein – weniger an Landschaften, Orte oder Horizonte, vielmehr an Menschen.

Das ist etwas, was man als wirkliche Erträge aus diesen Jahren mitnehmen kann. Natürlich weiß ich, dass in Nairobi darüber gescherzt wurde, man solle mir zu meinem Abschied eine neu zu erfindende Lärmproduktionsmaschine schenken, die so zu programmieren sei, dass möglichst originalgetreu das Fluggeräusch nachgemacht werden kann. Damit ich auch, wenn ich nicht mehr da wäre, gut schlafen könnte.

Ich bin schon viel herumgekommen. Viele waren der Meinung, ich bin nur herumgekommen. Bin ich aber in der Welt zu Hause? Ist jemand an seinem Arbeitsplatz zu Hause? Ich erinnere mich dabei immer gerne an die Gedanken von Joachim Fest in seinem wunderschönen Italienbuch „Im Gegenlicht“. Ich zitiere nicht wörtlich. Er hat sinngemäß gesagt: Je mehr man reist, desto ärmer wird man. Denn immer weniger bleibt übrig für Träume und die Fantasie. Für die eigene fantastische Ausgestaltung des Fernen, des noch Unbekannten, des Vorgestellten. Das macht uns ärmer. Ich füge hinzu, dass Traumreisen unmöglich werden, wenn alles bereits dem Erschrecken des Aufwachens zum Opfer gefallen ist – wenn die Reise selbst zur Alpträumreise wird.

Immer mehr scherze auch ich selbst darüber, dass ich am Ende meiner Tätigkeit in Nairobi eigentlich ein Buch schreiben sollte über die unterschiedlichen geistigen Leistungen bei der Benutzung von Badezimmerarmaturen auf dieser Welt – mit einem Sonderanhang über die Wirkung von Duschvorhängen. Man scherzt auch deshalb darüber, weil man vom Publikum die richtige Reaktion bekommt.

In der Tat ist ja das viele Reisen die Reduktion auf Badezimmerarmaturen und deren Vielfalt, die übrigens faszinierend ist und einen an vielen Orten an die Grenzen der psychischen Leistungsfähigkeit führt. Aber im Grunde ist es die Reduktion auf die Hotels internationaler Hotelketten, bei denen man schon weiß: Wenn man reinkommt, ist rechts das Badezimmer und dann links die Seifenablage. Es ist der Verlust dessen, was einmal die Vielfalt der Welt war – in meinem Fall also die Reduktion auf internationale Hotelketten und vielleicht noch den Weg zum nächsten Kongress oder zum nächsten Termin mit einem Minister.

Als wir jung waren, haben wir gesungen: „Wem Gott will rechte Gunst erweisen, den schickt er in die weite Welt...“. Ich habe mich immer gefragt, ob man das nicht umdrehen müsste. Wollte ich in die weite Welt, um ihr die rechten Dinge zu weisen – ist das nicht genau genommen das, was wir meinen, wenn wir sagen: Gehet hin in alle Welt und lehret alle Völker? Welcher Auftrag ist denn das? Was steht denn dahinter? Was ist denn das Missionarische heute? Was kommt denn hinzu? Heißt Globalisierung etwa, genau das missionarisch hinaustragen, was wir für die Gestaltung unseres Lebens als erstrebenswert betrachten? Bedeutet Globalisierung damit also so etwas wie Verlust von Vielfalt? Verlust von Diversität, von Identität und dadurch vielleicht auch Verlust von Heimat? Ist Globalisierung ein Heimatzerstörer, weil Vielfalt durch die „economies of scale“ deutlich begrenzt wird – Vielfalt, die nicht bezahlt wird oder nur von denen bezahlt wird, die sich sonst den Luxus vieler anderer Dinge erlauben,

während die Armen sich die Vielfalt nicht erlauben, weil die „economies of scale“ die Produkte und Dienstleistungen billiger machen?

Ist so etwas wie die Sehnsucht nach Regionalität vielleicht so etwas wie ein Anschlag auf die Globalisierung und damit auf die Verringerung von Vielfalt? Vielfaltsbeziehungen können sehr unterschiedlich sein, beispielsweise zwischen Umwelt und Kultur. Häufig habe ich darauf hingewiesen, dass dort, wo biologische Vielfalt verloren geht, nachweislich auch kulturelle Vielfalt verloren geht – und umgekehrt. Wir haben eine Kulturlandschaft: Wenn sich die Kultur ändert, ändert sich auch diese Landschaft. Und wenn wir Produktivitätsziele vorgeben, dann wird sich möglicherweise die Vielfalt sowohl der Produktionsweisen als auch der Produkte reduzieren und zu einer Einfalt führen.

Also müssen wir auch etwas für die kulturelle Vielfalt tun, wenn wir schon die Vielfalt der Arten durch genetische Veränderungen erhöhen können und mit Hilfe globalisierter Medien überall Kultur hinzutragen in der Lage sind.

Ist Globalisierung also ein Gleichmacher? Für die Architektur jedenfalls bedeutet Globalisierung: „The winner takes it all.“ Wenn man nach Benediktbeuern kommt, weiß man: Man ist in Bayern. Man sieht das an den Gebäuden. Gehen Sie heute nach Seoul oder in welche Großstadt auch immer, Sie werden an der Gestalt der Gebäude nicht mehr erkennen, wo Sie sind. Wir haben einen Verlust an Vielfalt in der Architektur. Die großen Architekten von Foster bis Pei sind global tätig. In dem Buch von Fest, das ich bereits erwähnt habe, steht auch der Satz: „We build our buildings and then they build us.“

Wie viele solcher Querverbindungen erkennen wir, wenn wir beispielsweise zu erklären versuchen, was sich in der Gesellschaft Frankreichs oder denen anderer Staaten zuträgt? Wenn Sie einmal den Mut haben, in solche Vororte hineinzugehen, deren bauliche Umwelt die dort lebenden Menschen natürlich „baut“ und beeinflusst, werden Sie erkennen: Architektur ist nicht Grundlage für gesellschaftliche Stabilität. Oder reden wir über Sprache. Darüber werde ich in wenigen Tagen mit Butros Butros- Gali zu diskutieren haben, der lange Zeit der Generalsekretär der Internationalen Organisation der Frankophonie war. Man weiß, dass die Franzosen etwas besorgt sind, weil die Französisch sprechenden Afrikaner immer kritischer werden und sich fragen, wo denn eigentlich ihre Muttersprachen bleiben.

Ein Relikt des Kolonialismus sind noch immer die Sprachen. Afrika ist in drei Sprachzonen untergliedert und diese zeichnen genau ab, wo die Kolonialstaaten tätig waren. Wir Deutsche haben nur in Namibia ein solches kleines Relikt.

Gerne erwähne ich in diesem Zusammenhang immer wieder als Beispiel eine Untersuchung über kulturelle Vielfalt und Artenvielfalt, die wir beim UNEP gemacht haben und in der wir diese Sprachproblematik konkretisieren wollten. Dabei hatten wir als Indikator für kulturelle Vielfalt die Sprachenvielfalt genommen. Wir haben darin nachgewiesen, dass es auf der Welt rund 6.800 Sprachen gibt, von denen etwa 800 auf der Roten Liste der bedrohten Sprachen stehen. Auch hier zeigte sich ein unmittelbarer Zusammenhang zwischen der Gefährdung von Arten und den gefährdeten Sprachen der Roten Liste.

Wie könnte es weitergehen? Nehmen wir die Medienvielfalt. Es ist schon beeindruckend, wenn Sie am Abend in Nairobi vor dem Fernseher sitzen und 15 Jahre alte Seifenopern aus Hollywood sehen. Darin erscheint eine vollkommen andere Lebensrealität als die Kenias, die auch etwas völlig Fremdes transportiert und auf einen gänzlich anderen Reaktionsboden trifft. Man darf sich dann nicht wundern, wenn dies dann logischerweise zum Maßstab für den eigenen Lebensstandard genommen wird. Wir müssen erkennen, dass im Zuge der Globalisierung auch eine Globalisierung von materiellen Ansprüchen stattfindet. Worum es geht, ist aber gerade, dass wir die Vielfalt der Lebensweisen bewahren und eben nicht alles nach dem gleichen Muster schneiden.

Aber wie steht es mit der Bewältigung unserer eigenen inneren Globalisierung? Ich habe vor kurzem mit dem neuen Integrationsminister von Nordrhein-Westfalen, Herrn Laschet, gesprochen. Er sagte mir, in Nordrhein-Westfalen habe man eigentlich längst die „Vereinten Nationen“, denn hier lebten bereits Angehörige praktisch aller Nationen der Welt. Wahrscheinlich ist das in Bayern – oder bei Opel in Rüsselsheim – nicht viel anders. Doch wie gehen wir damit um? Sind nicht viele Menschen bei uns der Meinung, sie seien in ihrem Stadtviertel heimatlos, weil ihnen dieses fremd geworden ist? Mit den Menschen unterschiedlicher Herkunft und ihren vielfältigen Lebensäußerungen könnte es wenigstens im Innern zu einer Globalisierung auf eine Weise kommen, die zu einem Gewinn für uns alle werden kann. Im Moment habe ich diesen Eindruck allerdings nicht. Ich denke, wir müssen uns noch viel stärker und breiter mit der inneren Globalisierung auseinandersetzen, als wir dies bisher tun.

Fühlen sich Menschen in unseren Städten noch zu Hause? Fliehen nicht viele aus ihren angestammten Quartieren, weil ihnen ihre Mitbewohner unbekannt, fremd, unverstanden und damit bedrohlich erscheinen?

Was tun wir, um dem entgegenzuwirken? Bekommen wir diese innere Globalisierung in den Griff, damit sie nicht zur Zerstörung von Heimat wird? Oder erhält Heimat und Heimatverbundenheit eine nostalgische Dimension, die es nur in der guten alten Zeit noch gab? Fühlen sich nicht viele deshalb als Heimatvertriebene, weil ihnen die Welt zugemutet wird oder weil sie sich diese Welt nicht zumuten wollen?

Ich denke in diesem Zusammenhang immer an das schöne Gedicht von Rilke – vielleicht kennen Sie es: „Manchmal steht einer auf beim Abendbrot/und geht hinaus und geht und geht,/weil eine Kirche wo im Osten steht./Und seine Kinder segnen ihn wie tot.“/Und weiter heißt es dann: „Ein anderer stirbt in seinem Haus,/bleibt drinnen wohnen, bleibt in Tisch und Glas,/ so dass die Kinder in die Welt hinaus/zu jener Kirche ziehn, die er vergaß.“

Muten wir uns möglicherweise die Welt nicht zu, weil wir uns in diese Gefahr nicht hineinbegeben wollen? Wie können wir uns global stärken? Heimat bedeutet für mich – und da bin ich sehr nah bei Professor Stolte – in der Globalisierung Vielfalt zu bewahren, eine eigene kulturelle und spirituelle Identität zu leben und daraus die Kraft zu ziehen, dieser Welt in der allen gesicherten Vielfalt Toleranz zu geben. Nur wenn ich mich in meiner Vielfalt selbst kenne, bin ich ein Partner für Toleranz und Vielfalt in dieser Welt.

Es ist dies, finde ich, eine große Herausforderung bis in den Missionsauftrag von Kirchen hinein, aber das geht über meine Kenntnisse hinaus.

Kein Wunder, dass wir eine Renaissance des Regionalen, eine deutliche Rückentwicklung in die regionale Identität erleben. Denken Sie daran, was sich gegenwärtig in Spanien oder Großbritannien entwickelt, wie sich dort regionale Identitäten wieder Raum schaffen. Vielerorts ist es fast eine bewusste Gegenreaktion gegen eine Globalisierung, die Identitäten beseitigt. Die Menschen wissen: In dem Moment, in dem wir unsere Identität verlieren, gefährden wir die Stabilität der Gesellschaft und damit die Möglichkeit von Globalisierung.

Deswegen komme ich zu dem Schluss, dass gerade die, die die Globalisierung dringend brauchen, zurückkommen und sagen: Sorgt für den Fortbestand der Identitäten und der Vielfalt. Denn ohne sie werden wir die Grundlagen für Globalisierung in Frage stellen.

Deswegen glaube ich – und das mag für den einen oder anderen fast etwas gewagt klingen –, dass wir wieder eine stärkere Rolle des Staates bekommen werden, wobei ich „Staat“ etwas breiter fassen möchte. Ich denke, es wird zu einer Art Oligopolisierung dieser Welt kommen, das heißt, wir werden in Staatengruppen eingehen, in denen sich diese Identitäten wiederfinden. Oligopolisierung also deshalb, weil wir wissen, dass die Nationalstaaten für vieles zu klein und für manches zu groß sind, so dass wir zwischen Regionen, Gruppen und lokalen Identitäten einen Ausgleich brauchen. Wenn es uns nicht gelingt, die Globalisierung durch Vielfalt abzusichern, werden wir sehr schnell eine schwere Krise der Demokratie erleben.

Aber im Grunde haben wir die jetzt schon, denn wer geht noch wählen, wenn er weiß, dass die Regierung, die er wählt, eigentlich nichts mehr zu sagen hat, weil infolge der Globalisierung die wirklichen ökonomischen Fakten von ganz anderen Kräften bestimmt werden. Wer kann sich noch wundern, dass die Wahlbeteiligung sinkt, wenn der Eindruck herrscht, dass der Staat nicht mehr regelt, was der Wähler eigentlich wollte, dass er regelt. Wenn diese Kompetenz des Staates durch die Globalisierung verloren geht, wird es zur Krise der Demokratie kommen.

Es ist faszinierend, dass wir gegenwärtig zwei Großmodelle auf der Welt haben: China und Indien, zwei Länder mit ungefähr gleicher Einwohnerzahl, den gleichen Wachstumsraten von 8 bis 9 Prozent und gleicher Abhängigkeit von Rohstoffen – die Liste der Ähnlichkeiten ließe sich fortführen. Allerdings haben diese beiden Länder vollkommen unterschiedliche Staatsformen: Auf der einen Seite haben wir Indien, die größte Demokratie der Welt, auf der anderen Seite in China einen Staat, der sich totalitär nennen lassen muss. Was wir dabei erkennen müssen, ist, dass es die Globalisierung durch Vielfalt zu stabilisieren gilt. Wie dies geschehen könnte, wäre einen eigenen Vortrag wert. Gelingt dies nicht, wird die Demokratie geschwächt und denen die Basis entzogen, die durch die Globalisierung Gutes bewirken wollen. Deswegen bin ich fest überzeugt, dass wir uns diese Vielfalt nicht nur leisten müssen, sondern dass dies die beste Investition mit der höchsten Rendite ist. Wir dürfen nicht den Fehler machen, dass wir diese Welt unter dem marktwirtschaftlichen Credo von Dollar und Euro globalisieren und dabei vergessen, dass die Stabilität zugleich durch die Bewahrung kultureller und spiritueller Identitäten gewährleistet sein muss. Ich glaube, dass wir sonst einen großen Fehler machen würden.

Ich habe stets auf die Generation meiner Eltern hingewiesen. Damals lag der Arbeitsmarkt um den eigenen Kirchturm. Für meine Generation ist der Arbeitsmarkt Deutschland und ein bisschen Europa. Der Arbeitsmarkt zumindest meiner Enkel wird die Welt sein. Das muss man ganz deutlich sagen. Deswegen müssen wir diesen globalen Arbeitsmarkt annehmen, wobei wir allerdings die Stabilität erhalten müssen, indem wir verhindern, dass dies durch einen Identitätsverlust erkaufte wird. Identität aber ist begründet in Heimat, in Kultur, in Natur und im Menschen, weniger in Regionen. Dies sind ständige Herausforderungen, darin stimme ich Professor Stolte gerne zu. Kofi Annan hat genau dies seinem Papier mit dem Titel „In größerer Freiheit“ zu Grunde gelegt, in dem er im vergangenen Jahr seinen Vorschlag für eine umfassende Reform der Vereinten Nationen darlegte. Darin hat er darauf hingewiesen, dass wir uns mehr einfallen lassen müssen, um Stabilität zu bekommen, denn diese kommt nicht von selbst. Darüber zu diskutieren ist eine großartige Sache und ich hoffe, dass ich heute provokativ genug gewesen bin, um diese Diskussion voranzubringen.